

Privatiers, Dilettanten, Müßiggänger

Von Axel Braig und Ulrich Renz

Dieser Text ist 2001 als Kapitel 8 in dem Buch „Die Kunst, weniger zu arbeiten“ erschienen.¹

© Axel Braig, Ulrich Renz, 2001. Weiterverbreitung mit Hinweis auf die Fundstelle www.arbeitswahn.de zu nicht-kommerziellen Zwecken erlaubt.

„Ich habe keine Zeit zu hetzen.“

H. D. Thoreau

In diesem letzten Kapitel wollen wir Sie auf eine Reise mitnehmen. – In die Vergangenheit? In die Zukunft? In den Cyberspace? Nein, ins Nirgendwo, buchstäblich. Dort werden wir einigen nicht alltäglichen Gestalten begegnen, die auf den einen oder anderen einen eher merkwürdigen Eindruck machen werden, verstaubt und abgerissen wie sie sind. Man sieht es ihnen an, dass sie schon länger unterwegs sind, Jahrzehnte und Jahrhunderte, und offenbar schon bessere Zeiten gesehen haben. In unsere heutige Zeit jedenfalls scheint die bunte Gesellschaft nicht mehr zu passen. Keiner von ihnen ist einem der gängigen Berufsfelder zuzuordnen oder kann auf das verweisen, was man heute unter beruflichen Erfolgen versteht. Dem einen oder anderen wäre glatt zuzutrauen, dass er gar nichts tut. Unsere Gestalten sind nicht gerade der Traum eines Personalchefs, eher verkörpern sie das Gegenbild zum gängigen Anforderungsprofil der Stellenanzeigen. Nein, hinter diesen Figuren ist definitiv kein Headhunter her. Wir haben es mit regelrechten Antihelden zu tun.

¹ Axel Braig und Ulrich Renz: Die Kunst, weniger zu arbeiten, Argon Verlag, Berlin 2001

Und trotzdem – oder gerade deshalb – wollen wir in diesem Kapitel ein Loblied auf diesen sonderbaren Verein singen, der heutzutage mit Lob nicht gerade überschüttet wird, sondern eher als lästig, faul oder überflüssig, bestenfalls als bemitleidenswert angesehen wird. Seine Mitglieder erwirtschaften keinen übermäßigen ökonomischen Wert und sind daher in gewisser Hinsicht Invaliden, was so viel wie Wertlose bedeutet. Manche unter ihnen sind sogar Verursacher von Kosten und müssen damit rechnen, dass ihnen ihre Existenz als wirtschaftliche Belastung der Gesellschaft vorgerechnet wird. Unter Kosten-Nutzen-Gesichtspunkten sind sie hoffnungslose Fälle, Taugenichtse.

Der Privatier

Gleich zu Beginn unserer Reise treffen wir auf eine Gestalt, die heute kaum noch existiert: den Privatier. Dass der Privatier einstmals ein angesehenes, ja geehrtes Mitglied der Gesellschaft war, lässt sich anhand der Spuren rekonstruieren, die er hinterlassen hat, beispielsweise auf einer Gründungsurkunde der Bibliothek der Universität Tübingen: „Stipendienstiftung, errichtet 1881 von Friedrich Wilhelm Breitling, Privatier in Oberesslingen“.

Erst mit dem Niedergang des Adels geriet der Privatier in Verruf und wurde fortan als Schmarotzer abgetan. Das demokratische 20. Jahrhundert mit seinen Fortschritts-, Volks- und Arbeiterparteien machte ihm dann endgültig den Garaus. So gründlich ist er außer Mode gekommen, dass heutzutage selbst Millionenerben oder Angehörige steinreicher Adelshäuser, die es nicht nötig hätten, einen Finger krumm zu machen, sich als Geschäftsleute ausgeben. Wo früher selbstbewusst das Wort *Privatier* auf der Visitenkarte oder dem Grabstein prangte, versteckt man sich heute hinter Tüchtigkeit suggerierenden Etiketten wie *Geschäftsführender Vorstandsdirektor der Stiftung XY*.

Seltsamerweise geht jedoch noch heute ein Zauber von der Gestalt des Privatiers aus, ein ganz besonderes Flair. Vielleicht wirkt sie so faszinierend, weil sie gerade die Eigenschaft verkörpert, die unserer Zeit so offenkundig fehlt – eine Tugend, die der

Historiker Iring Fetscher einmal die „adlig-feudale Fähigkeit zu kultivierter Muße“¹ genannt hat.

Aber - was *ist* eigentlich ein Privatier? Natürlich denkt man beim Wort Privatier zuallererst an das, was er einmal war: den reichen Hochwohlgeborenen, den Edelmann mit Silberstock und Zylinder. Den Millionenerben, der seine Tage bei der Jagd vertändelt.

Wenn wir uns hier für den Privatier stark machen, so meinen wir jedoch gerade diesen Typen *nicht*. Was wir meinen, ist seine moderne Reinkarnation. Unser Privatier definiert sich nicht über seinen Kontostand. Wir können ihn uns sehr wohl ohne dickes Scheckbuch vorstellen, als Sozialhilfeempfänger, Teilzeitjobber oder Arbeitslosen, warum nicht? Was ihn interessant macht, ist nicht seine materielle, sondern seine geistige Unabhängigkeit, die ihm erlaubt, das zu tun, wozu er sich berufen fühlt. Er geht so seinem Beruf im ursprünglichen Wortsinn nach, einem Beruf, der nichts mit einer vorgegebenen Karriere zu tun hat, sondern mit den eigenen Träumen.

Der Privatier muss sich durch keine Position, Profession oder Possession auszeichnen. Er ist das Gegenbild zu der verkrampten Figur des Berufsmenschen, der sein Leben hergibt, um sich einen Platz in der Gesellschaft zu sichern, und dessen Selbstbewusstsein in erster Linie auf seiner Nützlichkeit als Leistungsträger fußt, auf seiner Potenz als Produzent oder Konsument.

Der Privatier dagegen ist ein Mensch, der seine Identität und Rechtfertigung zuallererst aus seinem Mensch-Sein gewinnt, und auf dieser Basis das unternimmt, was für ihn wichtig und richtig ist. Wenn er aus Neigung oder Not eine Arbeit hat, bleibt sein eigentliches Sein davon ungerührt. Er lässt sich nicht von seiner Arbeit beherrschen, sondern sieht in ihr ein Werkzeug, mit dem er sich die materielle Basis seines Lebens schafft. Die Arbeit ist ihm Lebensmittel, aber nicht den Lebensmittelpunkt.

Dilettanten und Amateure

Spazieren wir weiter, begegnen wir einer Figur, der es nicht viel besser ergangen ist als unserem Privatier: dem Dilettanten. Auch er ist ein Antiheld, vom Berufsmenschen in die

Ecke gedrängt und mit Hohn und Spott bedacht. Selbst im Bundestag werden auf seine Kosten Witze gemacht, etwa wenn der damalige Oppositionsabgeordnete Joschka Fischer die Bundesregierung mit dem Schlachtruf „Avanti, dilettanti“ verhöhnt.

Ja, auch der Dilettant hat schon bessere Zeiten gesehen, man sieht es an der noblen Herkunft seines Namens: *diletto* – *Vergnügen*. Aber zusammen mit seinem Bruder, dem Amateur, der ursprünglich ein *Liebhaber* war, musste er zusehen, wie sein ehemals stolzer Name zum Schimpfwort verkam.

Der Dilettant ist in vielerlei Hinsicht das Gegenbild zur omnipräsenten Licht- und Leitgestalt unserer Zeit, dem Profi, dessen Maßstab von Effizienz und Perfektion längst nicht mehr nur im beruflichen Bereich gültig ist, sondern uns bis in die Freizeit verfolgt, wenn wir Sport treiben, Musik machen oder am Herd stehen. – Es erscheint selbstverständlich, dass ein mit Vergnügen oder aus Liebhaberei betriebenes Tun professionellem Handeln nicht das Wasser reichen kann.

Der wahre Amateur jedoch lässt sich vom Profi weder bevormunden noch den Spaß verderben, auch wenn er sich in manchen Situationen dessen Hilfe bedient. Er weiß, dass sein Dilettantismus dem Profitum durchaus überlegen sein kann. Wie arm wäre unser Leben, wenn wir alles den Profis überlassen würden? Was alles bliebe an wichtigen Aufgaben unerledigt, wenn sich nicht Dilettanten und Amateure ihrer annehmen würden? Es ist ein trauriger Fortschritt, dass immer mehr Lebensbereiche professionalisiert werden. Was sind Profis bei der Pflege eines kranken oder alten Menschen oder bei der Begleitung eines Jugendlichen in einer psychischen Krise im Vergleich zu amateurhaften – und das heißt wörtlich genommen: liebevollen – Angehörigen? Allenfalls teure Ersatzspieler. Auch zur Führung eines Haushaltes bedürfte es einer ganzen Reihe von Profis, die dazu noch Schwierigkeiten mit der Aufteilung der Zuständigkeiten hätten. Was wäre das Ergebnis? Ein Haushalt, so lebendig wie eine Desinfektionsmittel-Fabrik. Professionell, aber seelenlos. Auch unsere schönsten Landschaften, wie Streuobstwiesen, noch nicht rebflurbereinigte Weinberge, oder auch viele der Traumlandschaften in unseren Urlaubsländern rund ums Mittelmeer werden durch Menschen erhalten, die in ihrem Tun

jeglicher ökonomischen Rationalität und modernem Profitum spotten.

Während sich Profis am wohlsten fühlen, wenn sie sich als Spezialisten in immer kleinere Nischen verkriechen können, lässt sich der Dilettant den breiten Zugang zum Leben nicht von Experten versperren, auch wenn der eine oder andere Nagel einmal krumm geschlagen wird.

Der Dilettant erledigt mit Vergnügen so manches für unser Zusammenleben Unentbehrliche, was sich als professionelle Aufgabe schlichtweg nicht rechnet. Nur der Dilettant denkt mit Lust über den Gartenzaun verschiedener Fachgebiete hinaus und kann dabei neue Ideen entwickeln. Jeder Pionier ist per definitionem Dilettant. Wer hat die bahnbrechenden Erfindungen gemacht? Die Glühbirne? Die Relativitätstheorie? Alles Dilettanten. Wer hat das Internet aufgezogen? Dilettanten.

Ein wunderbares Loblied auf den Dilettantismus hat Egon Friedell in der Einleitung zu seiner äußerst lesenswerten *Kulturgeschichte der Neuzeit* gesungen: „Was den Dilettantismus anlangt, so muss man sich klarmachen, dass allen menschlichen Betätigungen nur so lange eine wirkliche Lebenskraft innewohnt, als sie von Dilettanten ausgeübt werden. Nur der Dilettant ... hat eine wirklich menschliche Beziehung zu seinen Gegenständen, nur beim Dilettanten decken sich Mensch und Beruf; und darum strömt bei ihm der ganze Mensch in seine Tätigkeit und sättigt sie mit seinem ganzen Wesen, während umgekehrt allen Dingen, die berufsmäßig betrieben werden, etwas im üblen Sinne Dilettantisches anhaftet: irgendeine Einseitigkeit, Beschränktheit, Subjektivität, ein zu enger Gesichtswinkel.“²

Der Dilettant hat gegenüber dem Profi, der ja schließlich sein Geld verdienen muss, einen unschätzbaren Vorteil: Er kann seine Sache auch wieder bleiben lassen, wenn sie sinnlos geworden ist oder keinen Spaß mehr macht. Nicht jede Idee muss eine Geschäftsidee sein. Er hat deshalb die Freiheit, zu experimentieren, zu versuchen, zu suchen und dabei vom Weg abzukommen, kann seiner Neugier freien Lauf lassen, nach Indien aufbrechen und dabei Amerika entdecken.

In unserer immer komplexeren und schnelleren Welt werden wir bitter nötig

haben, was der Dilettant verkörpert: Improvisation. Lebenskünstlertum. Das aus Liebe, mit Freude oder aus Enthusiasmus betriebene Tun, das Tun, in dem wir Mensch sind und nicht nur ein dem unmittelbaren Zweck unterworfenen Zahnradchen. Der Dilettant erinnert uns daran, dass das Leben armselig ist, wenn wir es ohne Leidenschaft leben. In diesem Sinne: „Avanti, dilettanti!“

Der Spaziergänger

Gehen wir weiter. Wer kommt uns denn da entgegen? Tatsächlich, unser Ebenbild. Ein Spaziergänger. Ein Müßiggänger ganz im eigentlichen Wortsinn: Er ist müßig und geht dabei. Diesem hier sieht man es an, dass er schon ein bisschen länger unterwegs ist als wir. Selbstredend, dass auch er in unserer schnellen Zeit schwer abgehängt wurde, ja, buchstäblich unter die Räder gekommen ist.

Zumindest der Spaziergänger der Städte, der sagenumwobene Flaneur, kommt mit Walter Benjamin, Franz Hessel und Robert Walser in der Literatur um 1920 noch einmal zu kurzem Ruhm. Aber im Grunde ist er schon damals überholt: ‚Flanieren, das gibt es nicht mehr‘, sagen die Leute, ‚das widerspricht dem Rhythmus unserer Zeit.‘³ – Heute ist der Flaneur ganz aus unseren Städten verschwunden. An seine Stelle ist der „Power-Walker“ getreten, ganz auf die Senkung seiner Blutfette oder seines Körpergewichts konzentriert. Oder der „Einkaufsbummelnde“, der seinem Müßiggang ein nützliches Ziel gibt, und dabei alles andere als bummelt.

Spaziergehen ist uns schlichtweg zu langsam geworden. Da wir ständig ein Ziel vor Augen haben, sind uns Schnellstraßen gerade schnell genug. Wir hüten uns davor, irgendwo zu verweilen. Wenn die Technik es möglich macht, noch schneller von Stuttgart nach Berlin zu kommen, werden wir die gewonnene Zeit nutzen, auch noch in Hamburg etwas zu erledigen, anstatt in Ruhe in Berlin zu bleiben und die gewonnene Zeit zu genießen.

Umwege sind Abwege. Wir könnten uns verlieren in dem grenzenlosen, unbekanntem Terrain abseits der großen Straßen, in dem die Zeit so anders fließt, nicht

eingedämmt von Termin-, Fahr- oder Stundenplänen, kanalisiert und kontrolliert, vom Sekundenzeiger zerhackt, Minute für Minute der Nutzung zugeteilt – nein, wild, unvorhersehbar, träg mal und dann wieder turbulent, bewegungslos und dann wieder wie wahnsinnig tosend, unberechenbar, ziellos.

Was uns den Spaziergänger so sympathisch macht, ist gerade, dass er kein Ziel verfolgt. Er ist das Sinnbild des Einfach-so. Einfach so durch die Gegend gehen, ohne mehr zu wollen, als sich zu „ergehen“, den Augenblick zu genießen, den Verheißungen in der Luft nachzuspüren, empfänglich zu sein für das Leben ringsum. Einer Sehnsucht folgen. Sich treiben lassen. Der Spaziergänger ist das Gegenbild zur Zielgerichtetheit und Ergebnisorientierung, das die Arbeitswelt prägt – vielleicht der Grund, weshalb der Begriff *spazieren gehen* für den Russen synonym mit *nicht arbeiten, freihaben* ist.

Hessel, der große Spaziergänger, hat dies einmal wunderbar beschrieben: „In jedem von uns lebt ein heimlicher Müßiggänger, der seine leidigen Beweggründe bisweilen vergessen und sich grundlos bewegen möchte. Und wenn ihm das glückt, dann wird die Straße, gerade weil er nichts von ihr will als sie anschauen, gerade weil sie ihm nicht dienen muß, besonders liebenswürdig zu ihm sein.“ Für den Spaziergänger gibt es keinen Umweg. Es geht nicht darum, Entfernungen zurückzulegen – der Weg ist das Ziel. Wer spazieren geht, spaziert aus Übermut. Wer Strecke machen will, setzt sich ins Auto. Ob sich dabei allerdings auch seine Erfahrung vergrößert, sei dahingestellt.⁴ Spaziergehen heißt: im eigenen Tempo gehen, den eigenen Rhythmus finden, innen und außen in Einklang bringen – „Kindertaumel ist in unserem Gehen und das selige Schweben, das wir Gleichgewicht nennen.“

Der Müßiggänger

Und schließlich, ganz am Ende unserer Reise, begegnen wir einem ganz schweren Fall: dem Müßiggänger. Wir können auf den ersten Blick nachvollziehen, warum er in unserer fleißigen Welt nicht ankommt. Er hat kein Handy in der Brusttasche, keinen Bleistift hinter dem Ohr, keinen Organizer in der Tasche, keinen Steuerknüppel in der Hand oder eine

sonstige, der Steigerung des Wirkungsgrades dienende Gerätschaft, überhaupt erscheint er wenig elektrifiziert, digitalisiert oder motorisiert, allenfalls kann man sich so einen noch auf dem Fahrrad vorstellen. Wie die anderen Figuren unserer Reise wirkt auch er alles andere als professionell. Er strahlt keinen übermäßigen Aktivitätsdrang aus, eher eine selbstvergessene Ruhe. – Nimmt er etwa Drogen? Nein, er hat Zeit.

Auch er trägt ein schweres Erbe mit sich herum. Müßiggang hat den Beigeschmack von Herrschaft und Unterdrückung, seit er einmal das Privileg der feinen Gesellschaft war. Heute ist kein Staat mehr mit ihm zu machen. Muße hat sich längst aus dem Zentrum der Macht davongeschlichen, es ist ihr zu laut und turbulent geworden, wir finden sie heute viel mehr an den Rändern, abseits der schiffbaren Strömung, dort, wo das Wasser in kleinen Buchten spielt. Nicht bei den Krawattenträgern, nein, bei den Taugenichtsen.

Am Müßiggänger scheiden sich die Geister gründlich. Wer aus voller Überzeugung und mit Genuss müßig geht, ist in unserer modernen Welt eine Provokation. Müßiggang ist eine Sünde geworden. Nur tätige, aktive Menschen kommen in den Himmel.

Zeit zu haben ist geradezu ein Stigma. Wie man in Amerika in den Ruch mangelnder Kreditwürdigkeit kommt, wenn man mit Bargeld bezahlt, setzt sich der Nicht-Gehetzte dem Verdacht aus, nichts Richtiges zu tun zu haben. Einfach so aus dem Fenster zu schauen, vor 40 Jahren noch die liebste Freizeitbeschäftigung der Deutschen, hat heute den Hauch des Asozialen – man lässt sich hängen, anstatt „guten“ Freizeitbeschäftigungen nachzugehen, im Fitnessstudio zu ackern, einen Kurs zu machen, an sich zu arbeiten. Dem menschlichen Hang und Drang zur Bequemlichkeit und zum Nichtstun traut sich guten Gewissens nur nachzugeben, wer sich dies durch Tätigsein verdient hat. Die Grenze zwischen sündigem und akzeptiertem Müßiggang ist tarifvertraglich geregelt und verläuft heute bei 30 Tagen im Jahr. Mehr ist nicht drin.

Dass diese eingefleischte Dienstfertigkeit nicht zu allen Zeiten das Maß aller Dinge war, haben wir bereits beschrieben. Für ganze Menschheitsepochen war das eigentliche Lebensziel der Müßiggang, Arbeit dagegen nichts weiter als reine

Notwendigkeit. Schlegel bringt diese Lebenseinstellung in seinem schönen Satz über Herkules auf den Punkt: „Er hat auch gearbeitet und viel grimmige Untiere erwürgt, aber das Ziel seiner Laufbahn war doch immer ein edler Müßiggang, und darum ist er auch in den Olymp gekommen.“⁵

Auch wenn wir nicht alle in den Olymp kommen können – das griechische Modell könnte sich als gesundes Vorbild erweisen. Zielstrebigkeit, Tatkraft und Schnelligkeit haben wir genug, mit grimmigen Untieren kommen wir zurecht, und das ist gut und richtig so. Nur fehlt uns der Gegenpol: die Fähigkeit zu Ruhe, Muße und Spiel. Was wir lernen müssen, ist schnell *und* langsam sein zu können. Über das ganze Farbspektrum des Seins zu verfügen, die ganze Weite des Lebens. Den knallroten Adrenalinexzess und die magische blaue Stunde. Ersetzen wir die einseitig auf Zweck und Nutzen ausgerichtete Monokultur durch Vielfalt, eine freundlichere Landschaft, in der wir mit Vergnügen – *diletto!* – leben können, als ganze Menschen. Tatmenschen, wo Taten notwendig sind. Und Taugenichtse, wo unsere Seele Raum und Frieden braucht.

Das Gewebe der Muße

Spätestens an diesem Punkt unserer Reise tut sich natürlich die Frage auf: Was ist Muße eigentlich? Das Gegenteil von Tätigsein? Ist man untätig, wenn man ein Buch liest? Wenn man nachdenkt? – „Niemals ist man tätiger, als wenn man dem äußeren Anschein nach nichts tut“, sagt der römische Schriftsteller Cato. Muße scheint ein ganz besonderer Stoff zu sein.

Sie ist Kontemplation, das ungeteilte Sich-Vertiefen, der Zugang zu den ewigen Wahrheiten, Gebet und Meditation, Sammlung und Einkehr, Schweigen und Empfänglichkeit.

Aber auch das einfache Nichtstun. Das Leben im Hier und Jetzt. Das *dolce far niente*, die satte Trägheit, ja, Faulheit, die Siesta unter kühlem weißem Laken. Die verdöste Stunde, Treibenlassen der Gedanken, Musik und Träumerei, die Poesie des Augenblicks.

Süße, göttliche Aufhebung der Zeit, teuflisch schwierig, eine echte Kunst, denn

Faulheit verpflichtet, verpflichtet dazu, eigene Wege zu gehen – denn wo ist das haltende Raster, wenn die Gitter der Zeit aufgehoben sind? Wohin soll man gehen in der Wildnis der Zeit, die grenzenlos, ausufernd, überbordend ist, straßenlos und gefährlich, unkartiert und dunkel, wechselhaft und unberechenbar, keinem Zweck verpflichtet und deshalb herrenlos. Ungezügelt bis zur Ungehörigkeit, offen für Exzess, Spiel und Rausch: Der volle Krug auf dem Tisch, das haltlos besoffene Gekicher auf dem Heimweg, das ganze Überflüssig-Unnötige, das dem Leben dieses wunderbare Schillern gibt.

Muße ist Loslassen. Sich überlassen. Sich wegtreiben lassen in die uhrlose Kinderzeit, in der es nur diesen, diesen! Augenblick gibt, von der Welt entrückt, und doch mit ihr eins, zeitvergessen, selbstvergessen, berührbar.

Muße ist die verlorene Dimension unseres Daseins. Ein Teil unserer Ganzheit, versunken und vergessen wie die verfallene Windmühle auf einer kleinen Insel. Unerlöst wie die Gestalten, denen wir auf dieser unserer Reise begegnet sind, zum Umherirren im Nirgendwo verdammt, solange wir sie nicht aufnehmen können als ein Teil unserer selbst.

Wovon lebt der Mensch?

Bevor wir ans Ende unserer Reise kommen, haben wir noch einen Einwand zu entkräften, den, der unseren Helden am meisten zusetzt: dass sie nutzlos seien, eben Taugenichtse. Oder, um es in den Worten des rechtschaffenen Bürgers auszudrücken: „Von nix kommt nix“, „Die sollen erst einmal arbeiten gehen“, „Wir würden noch heute auf den Bäumen sitzen ...“ etcetera.

Es ist das tausendfache Credo unserer Zeit: Arbeit sei die Grundlage aller menschlichen Zivilisation. Recht habe, wer sich nützlich macht, die Wirtschaft voranbringt, den Lebensstandard hebt.

Fragen wir im Namen unserer Helden einmal ganz naiv zurück. Wo wären wir, wenn all die Denker, Mönche, Dichter, Grübler, Priester, Narren, Musiker, die über die Jahrzehnte und Jahrhunderte ihren müßigen Spinnereien gelebt haben, einer „sinnvollen

Arbeit“ nachgegangen wären? Was wäre aus unserer Kultur geworden ohne die Taugenichtse? – Gut, wir hätten heute noch mehr, noch komfortablere und billigere Autos oder Waschmaschinen, mehr Fernsender, vielleicht ewige Jugend dank Gentherapie, vielleicht wären wir mit einer Kolonie auf dem Mars vertreten. Aber hat das mit dem Sinn unseres Daseins zu tun? Ist das Kultur? Das Ziel unseres Menschseins? Macht uns das glücklich? Wovon würden wir leben, die wir eben nicht nur vom Brot allein satt werden?

Nicht vom Müßiggang ist unsere Kultur bedroht, sondern von einem Zuviel an Fleiß. Nicht an Tatmenschen fehlt es uns, sondern an Menschen, die müßig gehen können, und aus dieser Ruhe das erschaffen, wovon wir alle – auch die Tatmenschen - leben, vielleicht ohne es zu wissen. Ohne die Taugenichtse aller Art wären wir geliefert. Wir würden zugrunde gehen an einem Mangel an Träumen und Bildern. Warum also müssen sich unsere Helden dauernd rechtfertigen? Warum eigentlich soll ein in Hast und Stress verbrachtes Leben besser sein als ein müßiges? Ist nicht gerade die Rastlosigkeit eine Form der Trägheit? Was hat „Auslastung“ mit Erfüllung zu tun?

Was soll man von jemandem halten wie der 26-jährige Nachwuchs-Controllerin, die unter der Überschrift „Gratulation! Wie sind Sie eigentlich an diesen Traumjob gekommen?“ in der Zeitschrift „Freundin“ sagt: „Ich habe alle Ferien für Praktika genutzt und stets darauf geachtet, dass keine Lücke in meiner Biografie entsteht. Deshalb vermeide ich auch größere Urlaube“. Müsste sich nicht gerade so jemand rechtfertigen, nämlich für unfreundlichen Umgang mit sich selber? Nietzsche, der „letzte Grieche“ (Konrad Paul Liessmann) hat heute noch Recht: „Alle Menschen zerfallen, wie zu allen Zeiten so auch jetzt noch, in Sklaven und Freie; denn wer von seinem Tag nicht zwei Drittel für sich hat, ist ein Sklave, er sei übrigens was er wolle: Staatsmann, Kaufmann, Beamter, Gelehrter.“⁶

Drehen wir die Beweislast um. Nicht die Muße muss sich rechtfertigen, sondern der permanente „Gestus des Überholens“⁷, die Ellbogenmentalität, das Immer-mehr-haben-und-tun-müssen, der unbedingte Trieb, jede Minute nutzbar zu machen. Unser von Dienstfertigkeit tiefendes Gewissen. Die zum Selbstzweck gewordene Überaktivität, die sogar noch unsere Lebensgrundlagen zu verarbeiten droht.

Am Ziel der Reise

Kommen wir ein letztes Mal auf unsere Taugenichtse zurück. Ist es uns gelungen, sie vollständig zu rehabilitieren? Wir denken, dass wir uns guten Gewissens von ihnen verabschieden können. Wo wird ihre Reise hinführen?

Halten wir sie in guter Erinnerung. Sehen wir sie als die Beschützer unserer Träume. Sehen wir sie als die Bewahrer unseres kulturellen Erbes, das über die Jahrhunderte gerade von Menschen geschaffen wurde, die sich von Zweckdenken und Eilfertigkeit freihalten konnten. Sehen wir unsere Taugenichtse als die Übriggebliebenen an, das Häuflein, das nicht mitziehen wollte auf den Kreuzzug, mit dem unsere Erde bis in die letzten Winkel untertän gemacht wird, vernutzt, vernetzt, verarbeitet, in Aktiva und Passiva verwandelt. Sehen wir sie als die an, die noch da sein werden, wenn der Zug irgendwann wieder nach Hause kommt, krank an Leib und Seele, desillusioniert und kampfmüde, wenn er festgestellt hat, dass das, wofür man gekämpft hat, es nicht wert war. Sehen wir sie als diejenigen an, die von der Tiefe und Süße des Lebens wissen, wir werden ihren Rat benötigen, wenn wir uns nicht vollends verlieren wollen. Sehen wir sie als alte Freunde an, und machen wir die weitere Reise gemeinsam mit ihnen. Sie gehören zu uns.

¹ Iring Fetscher, zitiert nach: Joseph Tewes (Hrsg.): „Nichts Besseres zu tun“, Oelde 1989, S. 27.

² Egon Friedell: „Kulturgeschichte der Neuzeit“, München 1976, S. 48.

³ Franz Hessel: „Ermunterung zum Genuss“, Berlin 1981, S.54.

⁴ Ferdinand W. Menne: „Verlangsamung. Ein notwendiges Stichwort“, in Joseph Tewes (Hrsg.), a.a.O., S. 235.

⁵ Friedrich Schlegel: „Lucinde“, Frankfurt am Main 1985, S. 62.

⁶ Zitiert nach Joseph Tewes (Hrsg.), a.a.O., S. 84.

⁷ Konrad Paul Liessmann: „Im Schweiß deines Angesichtes“, in Ulrich Beck (Hrsg.): „Die Zukunft von Arbeit und Demokratie“, Frankfurt 200, S. 103.